

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 62 (1983)
Heft: 3

Artikel: Über einen Beitrag zur jüngeren deutschen Kulturgeschichte : lernen eigentlich Musiker nie dazu?
Autor: Hürlimann, Alois-Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-339982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lernen eigentlich Musiker nie dazu?

Alois-Karl Hürlimann

Das Titelbild des Taschenbuches *«Musik im NS-Staat»* von Fred K. Prieberg zeigt Hitler vor der Büste von Anton Bruckner, vielleicht aufgenommen in der immer noch bestehenden Walhalla, dem Tempel des «deutschen Geistes» hoch über der Donau südlich von Regensburg. Das Bild deutet auf Zusammenhänge, die schliesslich die Musikgeschichte der NS-Zeit in Deutschland, aber auch im «kooperationswilligen» Ausland wesentlich gestaltet haben.

Zwei «Linzer» also, und dass Hitler seine «Linzer» nicht vergessen hatte, weiss man seit dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich 1938. Linz sollte nach Hitlers Plänen so etwas wie ein kultureller Hochsitz arischer Natur werden, quasi das ewige Denkmal ihres Erweckers Adolf. Zuerst musste aber einmal ein eigenes Orchester her. Und da versammelte sich halt allerlei Provinzialität, stritten Gauleiter und Oberlehrer sowie Möchtegerngenies um die «richtige nationalsozialistische» Weltanschauung in des Führers Heimatstadt, und es brauchte Jahre, bis die 3. Flöte im neu gegründeten Symphonieorchester endlich besetzt werden konnte, eine 4. Flöte blieb Wunsch.

Diese Reminiszenz ist ebenso nachzulesen wie die Ueberanpassung, die etwa ein gewisser Herr von Karajan gegenüber der bereits genannten «Weltanschauung» aufbrachte, um Generalmusikdirektor von Aachen werden zu können. Richard Strauss, von dem man den Ausspruch kennt, dass er nicht zu-

letzt deshalb in Deutschland bleiben würde, weil es hier 80 Opernhäuser geben würde, Richard Strauss wandert durch dieses Buch wie ein Grandseigneur des Untergangs, der bereit ist, jeden Seelenteil gleich mehrfach dem Teufel zu verkaufen, wenn es nur Bares dafür gab.

Es ist überhaupt interessant, mit welch geldsüchtigen Menschen man es bei einzelnen deutschen Komponisten aus der ersten Jahrhunderthälfte zu tun hatte. *Hans Pfitzer* reklamierte für sich nicht bloss das Motto: «Ich bin Nationalsozialist und als solcher gewohnt, zurückzuschlagen», er reklamierte auch Geld, da er schliesslich bereits weit vor der nationalen Zeit gegen die «jüdischen Dissonanzen» einen einsamen, aber wenig einträglichen Kampf geführt hätte:

«Ich habe zeit meines Lebens in diese Kerbe gehauen (nämlich gegen den Kulturbolschewismus à la Strawinsky, Weill, Schönberg und des atonalen Judentums), die heute als theoretische Voraussetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung gilt . . .»

Oder der vielen Kreuzworträtselfräger als «deutscher Komponist, drei Buchstaben» bekannte *Werner Egk*, dessen Opernkarriere sehr viel mit der Machtentfaltung des NS-Staates zu tun hat. Sowohl Egk wie auch Carl Orff waren durchaus keine Widerstandskämpfer, als was sie sich nach Ende der Nazi Herrschaft gerne herausgeputzt hätten, und sie standen auch nicht, wie Orff gerne erzählt, mit einem Bein in

irgend einem KZ. Egk führte denn auch Prozesse, um seinen «Widerstand» gegen Hitler, wenn nicht zu beweisen, so doch wenigstens aktenkundig zu machen, was seinen Anwälten mit Hilfe unzähliger Verfahrenstricks auch gelang. Vor allem wehrte sich Herr Egk gegen die nachweislich richtigen Feststellungen eines holländischen Musikkritikers und Komponisten namens Boehmer, dass Egk nämlich Auftragswerke von der NSDAP oder von Gliederungen dieser Partei erhalten und auch ausgeführt hatte, wovon viele Kompositionen, etwa die Olympiahymne von 1936 oder ein Lied für die Hitlerjugend, dessen Textrefrain nachstehend zitiert ist, Zeugnis ablegen können:

«Fahren! Fahren wir! Die Fahne weht voran! Gross-Deutschland heisst unser stolzes Schiff, drauf stehn wir, Mann für Mann.»

Oder wieder einmal den Fall Karajan begutachten:

«Es ist kein Geheimnis, ich war Parteimitglied, und zwar bin ich es 1935 in Aachen geworden, als ich Generalmusikdirektor werden sollte. Drei Tage vor meiner Ernennung, als ich das ersehnte Ziel dicht vor Augen hatte, ist der Stadtdirektor zu mir gekommen und hat gesagt: «Hören Sie, da ist», — und das sind seine Worte gewesen: «da ist noch eine Formalität zu erledigen. Sie sind noch nicht Parteimitglied. Nach Aussage des Kreisleiters können Sie aber einen Posten dieser Art nicht bekleiden, ohne Parteimitglied zu sein.» So unterzeichnete ich.»

Prieberg weist nun aber nach — wie bei andern vergesslichen Herren, die zwar Daten verwechseln oder vergessen, aber sich auch nach vierzig Jahren noch an genaue Wortlaute erinnern können, auch — dass Herr von Karajan als Pg. Nr. 3 430 914 am 1. Mai 1933 bei der Ortsgruppe Ulm der NSDAP aufgenommen wurde. Aber dies ist keineswegs die erste politische Handlung des jungen Musikers gewesen: «Am 8. April jenes ereignisreichen Jahres (1933) nämlich war Karajan im damals noch republikanischen Österreich erstmals Pg. geworden, sozusagen der Mann nicht der ersten, aber der zweiten Stunde, und zwar mit der Mitgliedsnummer 1 607 525 bei der Ortsgruppe V Neustadt in Salzburg. Geworben hatte ihn der Pg. Herbert Klein aus der Sigismund-Haffner-Gasse 16, auch fünf Schilling Prämie dafür kassiert und die ausgefüllte Beitrittserklärung bei der Werbestelle Schwarzwaldstrasse abgegeben.»

Auch der «grosse» Karl Böhm wusste, wie er sich gegenüber den Nazis zu benehmen hatte, um seine Karriere vorwärts zu bringen. Er musste sich offensichtlich weder anstrengen noch verstellen, denn unverlangt richtete er Aufrufe an die Öffentlichkeit, etwa anlässlich der «Wahl» von 1936 oder dann wieder anlässlich der «Volksabstimmung» über die «Heimkehr Österreichs ins Reich» am 10. April 1938, diesmal übrigens, wie Prieberg schreibt, «direkt für das Gaupropagandaamt der NSDAP Wien».

Oder:

Andere gaben sich auch dafür her; gezwungen wurde niemand. Daher besagt es schon etwas, wenn der gastierende Böhm Ende März 1938 in Wien das Podium des Grossen Konzerthausaales betrat und den Hitler-Gruss entbot, freier Ent-

schluss auch dies. Denn die Frage war durch eine Anweisung des Propagandaministeriums an die RMK (= Reichsmusikkammer) . . vom 28. Dezember 1938 hinreichend geklärt: «Die Begrüssung des Publikums mit dem deutschen Gruss bei Symphonieorchesterkonzerten ist bisher nicht üblich gewesen; jedoch ist der deutsche Gruss auch bei solchen Gelegenheiten erwünscht. Ein Zwang auf die Dirigenten wegen der Form, in der sie das Publikum begrüßen, ist aber keinesfalls auszuüben.»

Böhm äusserte sich noch 1978 zu solchen Taten recht freischwebend, aber doch auch bezeichnend, etwa in einem Interview mit der «ZEIT», wo er unter anderem ausführte:

«Schliesslich hatte ich eine Familie zu ernähren und keinerlei Verbindungen nach London oder Amerika. Wie sollte ich dort Geld verdienen? Die andern, die in die Emigration gegangen sind, hatten es ja eigentlich besser als ich, der ich zu Hause geblieben bin. Sie hatten keine Bombenangriffe zu bestehen, sie hatten Arbeit.»

Die andern!

Prieberg erzählt von den vielen «andern», die «gingen», weil sie gehen mussten selbstredend. Waren die «andern» Juden, wurden sie sofort arbeitslos oder mussten ihre Tätigkeit im Rahmen jüdischer Kulturarbeit, die bis 1940 noch in immer engerem Rahmen möglich war, teilweise unter komplexen Bedingungen, weiterführen und endeten in vielen Fällen in den Gaskammern der KZs.

Die andern?

Otto Klemperer und Bruno Walter waren berühmt und mussten auswandern (Bruno Walter gleich zweimal, nämlich 1938 auch noch aus Österreich, wo dann Herr Böhm, wie bereits 1933 in Dresden, seine Nachfolge antreten konnte). Oder es blieb die Anpassung,

um nicht entdeckt zu werden; und das ist nun wirklich eine Überraschung, Theodor Wiesengrund-Adorno, der Adorno also, machte zu Beginn der NS-Zeit einen solchen Anpassungsversuch: Adorno verlor im September 1933 die Venia legendi der Universität Frankfurt. «Also musste er anderweitig seinen Lebensunterhalt verdienen und schrieb für Zeitungen und Zeitschriften — unter vollem Namen, dauernd von Entdeckung bedroht. Und hier unterlief es ihm, das Lob für einen bekennenden Männerchorzyklus von Herbert Müntzel:

«Nicht bloss, weil er, durch die Wahl der Gedichte Schirachs als bewusst nationalsozialistisch markiert, sondern auch durch seine Qualität: ein ungewöhnlicher Gestaltungswille. Kriegerverein und Neoklassik sind beide negiert, und es wird dem Bild einer neuen Romantik nachgefragt; vielleicht von der Art, die Göbbels als «romantischen Realismus» bestimmt hatte.»

Die erhoffte Entlastung blieb aus. Adorno emigrierte 1935. Prieberg schrieb eine minutiöse Kulturgeschichte über die Musik in der NS-Zeit. Ein ungeheurer Reichtum an Fakten wird ausgebreitet. Musikgötter werden als Anpasser oder gar als Denunzianten entthront. Es trifft gar viele, denn Deutschland hatte Dutzende von Berufssymphonieorchestern, über 80 Opernhäuser, unzählige Chöre, Blasmusiken, Spielzüge, einen bereits sehr entwickelten Rundfunk, Filmmusikindustrie wie Schallplattenindustrie und nicht zuletzt renommierte Konservatorien und Hochschullehrstühle, die alle besetzt werden mussten. Nachdem einmal alle Juden, Halb- sowie Viertelsjuden ausgeschaltet worden waren — und wer mit einer Jüdin verheiratet war, fiel ebenfalls unter dieses Anpassungsgesetz zum Berufsbeamtentum —

musste jongliert und neubesetzt werden. Und da lohnte es sich, einige Antijudensätze bereit zu halten oder einige gut aufgesagte Bekenntnissprüche zur nationalen Weltanschauung zu verbreiten.

Gerade die «Judenfrage» gibt in allen ihren Facetten ein regelrechtes Lehrstück ab: Mendelsohn war Jude, also durfte seine Musik nicht mehr aufgeführt, ja am besten nicht mehr genannt werden. Ein höchst informatives Kapitel des Buches handelt vom «Sommernachts Traum», von Mendelsohn, der neben der «italienischen» Musik wohl am bekanntesten geworden ist. Mancher «nordische» respektive «arische» Kapellmeister versuchte sich als Sommernachts Traumkomponist, und vielen ist dies nach 1945 derart peinlich gewesen, dass sie ihre diesbezüglichen Opus-hinweise einfach ausradierten. Einigermassen überrascht ist man als Schweizer Leser auch über die Rolle, die etwa Heinrich Sutermeister in der Nazi-zeit in Deutschland gespielt hatte, denn er «lebte im Reich, obwohl Schweizer Staatsbürger, wohlgeleitet und durch Aufträge und Uraufführungen sorglich gefördert». Sutermeister also erhielt noch 1944 für die Schaffung einer Oper von der Berliner Staatsoper 20'000 Reichsmark. Auch der gerade zur Zeit (anlässlich seines 25. Todestages) hierzulande immer wieder als «verkannter» Komponist bedauerte Othmar Schöck musste wenigstens im Nazideutschland nicht auf Anerkennung, auch finanzielle selbstredend, verzichten.

In weiten Bereichen des kulturellen Lebens spielte sich die Übernahme faschistischer Begriffe und Wertvorstellungen und deren Propagierung nicht von heute auf morgen ab. Eine schleichende Veränderung hin zum Erfüllungsgehilfen entweder von Goebbels oder von Ro-

senberg oder zum Sänger Hitlers lief bei vielen Musikern ab: sie passten sich an, nahmen immer mehr vom Gift des Antisemitismus zu sich, reihten sich als angeblich «Gefährdete» ein in den Reigen derer, die der «arischen» oder der «nordischen» und auch der «nationalsozialistischen» Willenskultur, wie das damals genannt wurde, dienen wollten, zum «Durchbruch» verhelfen wollten. Sie komponierten also Werke zum Führergeburtstag oder dirigierten Propagandakonzerte im Ausland zur Ehrung des «nationalen Deutschlands» oder stellten sich — wie der Pianist Alfred Cortot in Paris — in besetzten Gebieten dem sogenannten Kulturaustausch zur Verfügung, einem Kulturaustausch ohne Juden, auf rein arischer Basis selbstverständlich. Schliesslich die Musikwissenschaft:

Sie hatte in der Weimarer Republik einen führenden Stand innerhalb der europäischen Musikwissenschaft erreicht, namentlich im Bereich der Musikethnologie und in der Erforschung des Volksliedes. Die Nazis, etwa Rosenberg und später auch Himmler, wollten insbesondere die Volksliedforschung für sich reklamieren. Dass solche Arbeit in früheren Jahren auch von Gustav Mahler — Jude auch er — oder von den «Neutönern», den «Kulturbolschewisten» und «verjudeten» Bartok und Kodaly geleistet wurde, aber auch von dem Marxisten Jöde, dessen Musikerziehungsarbeit allerdings von der Hitlerjugend ohne grosse ideologische Krümmungen übernommen wurde, störte zwar. Aber Juden, Zwölftöner und Marxisten verbot man einfach. Die gab es nicht mehr. Wissenschaftler versuchten sich in Anpassung, und das tönte dann etwa folgendermassen: «Das Problem der Rassenmischung steht heute mehr denn

je im Brennpunkt des Interesses. Eine besondere Rolle spielt dabei die Frage, wie solche Dinge auf das kulturelle Leben abfärben. Nehmen wir an dieser Stelle als Beispiel einmal die Musik. Sie ist ein besonders feines Sprachrohr für Veränderungen in der geistigen Haltung der Völker und der Zeiten (. . .). Die Parallelen, die man zum deutschen Musikleben ziehen kann, sind deutlich. Auch bei uns lag die Gefahr einer Überfremdung deutschen Musikgutes nahe, die in letzter Stunde durch den nationalen Umschwung in Deutschland verhindert werden konnte.» (Hans Hickmann, 1935).

Als Folge solcher Ansichten begann denn auch die sogenannte «Entjudung» klassischer Musikwerke, vor allem bei den Texten. Ärgerlicherweise hatte etwa der sonst «durch und durch deutsch-nordische» G. F. Händel in seinen grossen Oratorien jüdische Texte, womöglich noch von jüdischen Texten bearbeitet, verwendet. Solches Ungeschick wurde überall im Nazideutschland fleissig korrigiert. Sogar ganze «Neudichtungen» mit «weltanschaulich» sauberen «nordischen» Sprüchen wurden angefertigt. Dasselbe Schicksal traf auch altbekannte Volkslieder. Ein Herr Pallmann veröffentlichte 1940 beispielsweise eine solche Sammlung von «Neudichtungen» deutscher Weihnachtslieder, die sogar die Nazigralsbücher als übertrieben abqualifizierten:

«Stille Nacht, heilige Nacht,
Deutschlands Söhne halten
Wacht. In dem Schützengraben
verschneit liegen wir Mann für Mann bereit,
lauern bei Tag und bei Nacht.»

Gegen Ende des 2. Weltkrieges verlor die «Musik», von der Goebbels im übrigen immer forderte, dass sie unterhaltsam

und «leicht» zu sein hätte, vollständig an Bedeutung.

Prieberg:

«Hier wie anderswo erwies sich, dass Musik allein nicht Staat macht. Als blosses Mittel zum Zweck musste sie zugrundegehen, sobald der Zweck abhanden kam . . . Alle diese Negativa erwiesen sich nach dem 8. Mai 1945 als Konsequenz des

Missbrauchs. Die notwendige Lehre war teuer bezahlt. Das Wunder des Wiederaufbaus hat sie vergessen gemacht.

Musik und Musiker lassen sich missbrauchen wie eh und je. Für den Historiker ist diese Feststellung ebenso langweilig wie trostlos, denn sie beinhaltet die Antwort auf die Frage:

«Lernen Musiker eigentlich nie dazu?»

sich hier bei der SI um eine «offensichtliche Strategie» handelt, «den Einfluss der hochindustrialisierten Länder auch in den Ländern der Dritten Welt zu sichern», ist weder offensichtlich noch überhaupt wahr. Aber mit solchen unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen («die Interessen der internationalen Konzerne... waren, auch die Interessen der SI») kann man natürlich auch das uneigennützigste Bestreben diffamieren.

Nach 1945, werden wir belehrt, «hat sich die siegreiche Sowjetunion ihren Einflussbereich bis an die Grenzen Bayerns gesichert». Man kann es auch so ausdrücken, aber Sozialdemokraten dürften eher hervorheben, dass diese «Sicherung» in einer brutalen Unterdrückung der politischen Demokratie und des demokratischen Sozialismus bestand.

Der Kalte Krieg, behauptet Herter, sei «von den (!) Amerikanern seit 1945 proklamiert» worden. Wirklich? So haben wohl «die Amerikaner» 1948 die Demokratie in der Tschechoslowakei abgetötet und die Blockade Westberlins organisiert? Statt eines ausführlichen Nachweises, dass Herter die Tatsachen auf den Kopf stellt, nur eine kleine Erinnerung: «die Amerikaner», die damals das Monopol der Atommacht hatten, haben 1946 im Baruch-Plan den Vorschlag gemacht, die gesamte Atommacht den Vereinigten Nationen zu übergeben; an einem sowjetischen Einspruch ist das gescheitert... Ohne auch nur eine Zeile daraus zu zitieren, verdammt Herter die Frankfurter Prinzipienklärung der SI (1951), weil «Antikommunismus Taufpate» gewesen sei. Dieser Unwahrheit wird eine weitere angehängt: der «amerikanische Geheimdienst» habe im Krieg Verbindungen «mit den Köpfen des sozialdemokratischen Wider-

Zwei Antworten an Martin Herter

Kein Sozialismus ohne Freiheit!

Von J. W. Brügel

Wie jedes Gebilde von Menschenhand, weist die Sozialistische Internationale (SI) viele Fehler und Mängel auf, aber sie weist keine Ähnlichkeit mit dem Zerrbild auf, das Martin Herter (Heft 12/1982) von ihr entwirft. Bei der Beurteilung ihrer Tätigkeit muss man sich bewusst sein, dass sie kein Eigenleben führt, sondern nur die Summe ihrer Mitgliedsparteien darstellt, deren Zustimmung sie für alle ihre Aktionen braucht, eine Zustimmung, die die Parteien vor ihren Mitgliedern und Wählern verantworten müssen. Nur die wichtigsten von Herters sachlich unrichtigen Behauptungen sollen mit den Tatsachen konfrontiert werden.

Zunächst: es ist keine Rede davon, dass die SI «weg von Europa will» und dass sie sich je einen «Abstand von Europa» verordnet hätte. Ihr Schwergewicht liegt weiter bei den europäischen Massenparteien. Aber seit ihrer Neugründung (1951) bemüht sie sich darum, den Gedanken des demokratischen So-

zialismus in andere Kontinente zu tragen, mit manchen Erfolgen und vielen Enttäuschungen. Herter ist wohl nicht bekannt, dass z.B. in den fünfziger Jahren eine eigene «asiatische Internationale» gegründet wurde, weil manche Parteien Asiens sich einer in Europa domizierten Organisation nicht formell anschliessen, aber mit ihr zusammenarbeiten wollten. Dieser asiatische Zusammenschluss hat ohne Schuld der SI bald zu funktionieren aufgehört (z.B. wegen Unterdrückung der Demokratie in Burma). Seit 1976 haben sich die Anstrengungen der SI, ausserhalb Europas Fuss zu fassen, wesentlich verstärkt und zu neuen, aber nicht überwältigenden Erfolgen geführt. Manche der aussereuropäischen Mitgliedsparteien (etwa Australien oder Israel) sind Gründungen europäischer Auswanderer, aber andere (Japan, Senegal, Dominikanische Republik, El Salvador, Jamaika usw.) sind Eigengewächse. Doch dass es